50 — Illustriertes Sonntagsblatt — 1901
Zur Unterhaltung am häuslichen Herd
Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Calderons letzte Liebe.

Historische Novelle von Moritz von Starkenbach.

(Fortsetzung.)

Wir wollen hier weder das Libretto Calderon de la Barcas kritisch auseinandersetzen, noch auch die Musik des Don Blas Runnez analysieren; wir wollen nur sagen, daß die gesamten Zuhörer von der allgewaltigen Meisterschaft der jungen Sängerin zu Schrecken und Bewunderung hingerissen wurden. Florita war groß in ihrer Rolle; nie hatte man die Medea erhabener, leidenschaftlicher, nie poetischer gesehen; nie war diese wilde Zärtlichkeit, diese Aufopferung, diese Wut, diese blutdürstige Eifersucht von einem ausgezeichneteren Talente dargestellt worden.

Es war im dritten Akte; der Sohn Aesons führte Glauke unter den Augen der wütenden Medea fort, und die Zauberin fertigte den Schmuck, dessen unsichtbare Flamme ihre Rivalin verzehren sollte. Herrlich war sie, wie sie auf dem Felsen saß, ihre Hände über den Dreifuß ausgestreckt, die Haare in Unordnung, die Stirn düster und gesenkt. Der Wind spielte mit ihrer Pupurtunika, mit ihren rabenschwarzen Flechten, das Stöhnen des Windes fiel in den Gesang Floritas ein, die Schauspieler atmeten kaum unter dem Einfluß dieser wilden Harmonie. Indes blickte Calderon, aufrecht in der letzten Coulisse stehend, unruhig nach dem Himmel, der mit schwarzem, von einem wütenden Winde zerrissenem Gewölk bedeckt war; er hörte unter sich das schwache Gebälke, welches das Podium bildete, krachen; er fühlte das Schwanken der Kähne, auf welche die Bretter sich stützten. Die Lichter, weil durch Glasröhren geborgen, flatterten nicht, aber die Zweige beugten sich rauschend und knarrend. Dies alles trug zur scenischen Illusion bei, und die Zuschauer in dem Saale, auf dem festen Lande sitzend, sahen nicht, was draußen vorging. Das Orchester übertönte den Lärm des Sturmes. Niemand ahnte eine Gefahr. Plötzlich vernahm man ein starkes Gekrache, der Wind brüllte mit unnennbarer Gewalt, die Vorhänge rissen, die Lichter erloschen, und das ganze Gerüst, welches auf dem See errichtet war, stürzte zusammen, wie ein Kartenhaus unter dem Hauche eines Kindes. Ein langer Schrei hallte durch den Saal, Florita hörte ihn noch; bald jedoch sah und hörte sie nichts mehr, denn sie lag im Wasser, an einem Brett sich haltend, welches unter der Wucht ihres Körpers immer mehr nachgab, ihr Haupt war wie mit einem feuchten Schleier verhüllt.



Das Guido Hammer-Denkmal in der Dresdener Heide. (Mit Text.)

„Gott, meine Mutter!“ rief sie, „rettet mich, um meiner Mutter willen!“

Im selben Augenblicke fühlte sie sich von einem kräftigen Arme erfaßt und hörte eine Stimme, die ihr zurief: „Fürchtet nichts, Florita! Und vor allem haltet Euch fest! Ich will Euch retten!“

Florita heftete sich instinktmäßig an den, der sie hielt und verlor die Besinnung. Sie befanden sich zwischen zwei Kähnen, ein Stoß konnte sie beide zerschmettern. Der Marquis strengte alle seine Kraft an, und es gelang ihm endlich, sich von dem Vorhange loszumachen, welcher sie beide bedeckte. Das Ufer lag nur zwanzig Schritte von ihnen, aber um dahin zu gelangen, mußte man durch ein Chaos von Balken, Brettern, Dekorationen und nach Hilfe Rufenden. Alles war in Verwirrung, das Geschrei übertönte fast selbst den Sturm, dazwischen hörte man Calderon, der mit gewaltiger Stimme schrie: „Florita, teure Florita! Hunderttausend Realen dem, der Florita rettet!“

Die arme Frau Müller, von einigen Frauen, welche sie zu halten versuchten, umgeben, stöhnte, schrie, wehklagte und wollte sich mitten unter die schwimmenden Trümmer stürzen.

„Hierher!“ schrie jetzt der Marquis, „hierher zu mir, Florita ist gerettet! Da ist sie!“

Einen Moment später legte man sie, noch leblos, ans Ufer, Frau Müller stürzte sich auf sie mit Jammer- und Freudengeschrei; dann, als sie sah, daß sie noch atme, daß sie wirklich lebe, begann sie zu schluchzen.

„Meine Mutter!“ flüsterte Florita seufzend und die Augen aufschlagend.

„O mein Kind!“ rief Frau Müller entzückt, „ich glaubte Dich schon verloren! Gepriesen sei der, der Dein Leben gerettet!“

„Er ist's!“ sagte Florita, auf den Marquis von Ribiers deutend, der in seinem beschmutzten Kleide bleich und zitternd dastand. Da wandte sich Florita zu Calderon, der neben ihr kniete und dessen Wangen mit Thränen bedeckt waren, und fragte ihn sanft lächelnd: „Auch Ihr, Don Pedro, habet mich für verloren gehalten?“

Der König und die Königin hatten sich mit ihrem Gefolge zurückgezogen, und die wallonischen Garden hatten alle müßigen Zuschauer hinweggejagt. Niemand war mehr da, als die Opfer dieses seltsamen Schiffbruchs. Jason hatte einen zerschmetterten Arm, der König von Korinth war halb zerquetscht, und die übrigen Schauspieler wurden in einem fast ebenso

bejammernswerten Zustande aus dem Wasser gezogen. In dieser allgemeinen Unordnung verstand niemand mehr die Worte des andern, und der Regen, welcher in Strömen zu fallen begann, durchnäßte auch die noch, welche nicht im Wasser gewesen waren. Calderon ließ Florita in eine Chaise setzen und nach ihrer Wohnung tragen. In dem Augenblicke, als sie abging, kam ein königlicher Bote, welcher sich im Namen Seiner Majestät nach Floritas Befinden erkundigte und ihr von der Königin ein prachtvolles, in Diamanten und Juwelen glitzerndes Diadem überbrachte. Das Mädchen war von den verschiedenartigen, bald Schreckens-, bald Freudegefühlen, fast ohnmächtig geworden, sie ließ sich in ihre Chaise setzen und schloß die Augen, als wolle sie ihre Gedanken sammeln, als wollte sie ihr neues Glück sich erst klar überdenken, ein Glück, an welchem sie bisher stets gezweifelt hatte, ja noch zweifelte. Es schien ihr, als ob der Arm, welcher sie gerettet und so fest an sich gepreßt hatte, immer noch um ihren Leib geschlungen wäre, es schien ihr, als ob eine sanfte, zitternde Stimme ihr sagte: „Florita, ich rette Dich nicht, wir sterben mitsammen." Diese Worte hatte sie nur wie im Traume gehört, als sie kraftlos, fast ohne Leben, ihre Arme instinktmäßig um des Marquis Hals geschlungen hielt, — als ihr Kopf auf die Brust des Mannes niedersank, den sie, sich dessen fast unbewußt, schon seit drei Monaten liebte.

6.

Des andern Morgens machte Don Calderon de la Barca bei dem Marquis de Ribiers seine Aufwartung, um ihm im Namen Floritas und ihrer Mutter zu danken. Der Marquis erwiderte, daß viele Leute ihn um das Glück beneiden, sein Leben für die Rettung der schönen Sängerin gewagt zu haben und bat um die Gunst, sich am Abende vorstellen zu dürfen. „Denn," fügte er ohne Affektation bei, „wer weiß, ob ich morgen in Madrid bin? Jeden Augenblick kann ich eine Ordre bekommen, welche mich nach Frankreich zurückberuft."

Diese letzten Worte beruhigten Calderon. Er hätte den Marquis oder jeden anderen, der das Haus, in welches er bisher ganz allein Zutritt gehabt, hätte besuchen dürfen, nur mit Mißtrauen und Eifersucht betrachtet.

„Ja, diesen Abend, Herr Marquis, diesen Abend," sagte er eifrig, „ich werde Euch abholen, und wir statten unseren Besuch gemeinschaftlich ab."

Nie in ihrem Leben, selbst nicht an dem Tage ihres Debuts, ja nicht einmal an dem Abende, an welchem sie vor dem königlichen Hofe aufgetreten war, hatte Florita eine so tiefe Bewegung empfunden, wie jetzt in dem Augenblicke, wo sie den Marquis de Ribiers bei sich eintreten sah. Als er ihr nahte und mit der ihr schon wohlbekannten Stimme eine der gewöhnlichen Höflichkeitsformeln, die sie schon mehrtausendmal gehört, an sie richtete, schien es ihr, als ob diese Phrasen eine neue, höhere, von ihr früher nie geahnte Bedeutung hätten, sie wechselte die Farbe und konnte nur durch ein stummes Zeichen des Dankes antworten. Der Marquis hatte die glückliche Gabe, die man sich nur in der großen Welt aneignet, sich schnell in jede Lage zu finden, und ebenso sehr seine Langweile, als jedes noch so lebhafte Gefühl zu verbergen. Er war heiter, geistreich, glänzend, während die arme Florita überrascht, befangen, verwirrt, sehr zerstreut und einsilbig war. Sie fühlte so lebhaft, daß sie kein Wort zu sagen vermochte; sie fürchtete, ihre Worte, der Ton ihrer Stimme würden sie verraten. Glücklicherweise hatte sie ein Mittel, all ihre Empfindungen ihm zu verdolmetschen; ihr Talent kam ihr hiebei zu Hilfe. Als der Marquis sie fragte, ob der gestrige unglückselige Vorfall nicht nachteilig auf ihre Stimme gewirkt, erhob sie sich lächelnd, öffnete den Flügel und improvisierte statt aller Antwort eines jener herrlichen Lieder, welche Calderon mit den Konzerten der Engel verglich. Die Aufregung, in welcher sich ihr Geist befand, verlieh ihrer Stimme einen unbeschreiblich lieblichen Wohllaut, sie wagte, all ihre zarte Leidenschaft, all ihre besorgte Freude auszudrücken; sie sang, wie sie noch nie gesungen, und Calderon selbst glaubte, sie heute zum ersten Male zu hören. Dieser Abend war in ihren Augen der schönste, der genußreichste ihres Lebens; unter den Augen dessen, den sie liebte, fühlte sie die Größe, die Macht ihres Talentes, fühlte sie, welches Glück es ist, schön und angebetet zu sein.

Der Marquis horchte, die Stirne in die hohle Hand gestützt, die Augen von seinen langen Wimpern verdeckt — ganz in derselben stillbewundernden Stellung, wie im Theater; nur konnte heute Florita seine Hand sehen, die er an sein Wams drückte, als wollte er dem Schlagen seines Herzens Ruhe gebieten; sie konnte Seufzer hören, die seine Brust hoben. Als sie geendet hatte, ließ sie, erschöpft von der Gewalt der eigenen Aufregung, ihre Hände schlaff herabsinken und blieb eine Weile matt und die Augen auf die Tasten geheftet, auf ihrem Stuhle sitzen.

„Was hast Du, mein Kind?" fragte besorgt Frau Müller, die kalte, feuchte Stirne ihrer Tochter berührend. „Gott, wie bleich sie ist!"

„Ach, ich bin ganz wohl und glücklich," erwiderte sie, die Hand ihrer Mutter an ihre Wangen drückend; „Ihr sehet nun, meine Freunde, daß ich meine Stimme nicht verloren habe."

Plötzlich bemerkte sie, daß die Stunde vorrückte und daß folglich der Marquis vielleicht bald sich zum Aufbruche anschicken würde, sie wandte sich daher zu ihm und knüpfte eine Unterhaltung mit ihm an, die sehr lang werden konnte. Sie befragte ihn über seine Reisen, über seine Heimat und zeigte sich über alles, was er erwiderte, sehr verwundert. Florita hatte Scharfsinn, ein richtiges Urteil, einen bildungsfähigen Geist, war aber unwissend, wie nur eine Spanierin sein kann und wußte außer ihrer Kunst gar nichts. Calderon hätte wohl diese mangelhafte Erziehung zu vervollständigen vermocht, aber er hatte nicht im entferntesten daran gedacht; als Dichter hatte er immer nur die Künstlerin in Florita gesehen. Der Marquis dagegen mit seinem glänzenden Geiste und seinem Weltmannswissen sprach ebenso sehr zum Herzen als zum Verstande Floritas. Es fiel wie ein Schleier plötzlich von ihren Augen, sie bemerkte auf einmal, was alles sie nicht wisse und begann sich dessen zu schämen. „Ach, auch ich möchte reisen!" rief sie, „auch ich möchte sehen, beobachten, lernen. Bis jetzt habe ich immer geglaubt, die ganze Welt sei in Madrid eingeschlossen, und außerhalb Spanien gäbe es nur Wälder, Wüsteneien und Wilde. Aber ich sehe, Euer Frankreich ist auch ein herrliches Land."

„Ihr müßt es besuchen," erwiderte der Marquis, „große Talente haben überall das Bürgerrecht, werden überall gerne gesehen. Unsere Dichter werden in Sonetten Euch besingen."

„Und Ihr, Herr Marquis," fiel Calderon ein, „werdet schon im voraus Floritas Ruhm in Frankreich verbreiten. Ich hoffe, daß Ihr sie ihre Rolle als Medea zu Ende spielen sehen werdet, noch bevor Ihr abreiset."

„Wie? Ihr reiset ab, Sennor?" fragte Florita unwillkürlich zusammenschauernd. „Und wann?"

„Vielleicht in einer Woche, vielleicht in einem Monat, vielleicht in einem Jahre," erwiderte der Marquis, das hängt von mir ab."

„Ich dachte, daß Ihr jeden Augenblick eine Ordre erwartet, die Euch zurückberuft," bemerkte Calderon trocken.

„Freilich — die Ordre kann kommen, aber ich brauche nicht zu gehorchen," sagte der Marquis, Florita anblickend; „ich kann noch ein ganzes Jahr in Spanien bleiben."

Das holde Mädchen senkte die Augen und flüsterte, die Hände faltend: „Ja, eines Tages werde ich nach Frankreich reisen!"

Von diesem Tage an kam der Marquis de Ribiers öfters zu Florita, aber immer auf eine vorsichtige und geheimnisvolle Weise, so daß seine Besuche nicht leicht bemerkt werden konnten. Im Theater sprach er nie mit ihr und trieb zuweilen die Affektation der Gleichgültigkeit so weit, daß er, während sie auf der Bühne war, seinen Platz auf den Bänken bei den Coulissen verließ und sich in eine Loge verfügte.

Nie war er allein mit Florita. Frau Müller verließ ihre Tochter nie, und Calderon bewachte gleichfalls ängstlich die Gespräche des Mädchens mit dem Marquis. Nicht ein Wort konnten die beiden unbemerkt wechseln, nicht durch ein Wort hatten sie ihre Liebe verraten; aber die Mutter und Calderon wußten sehr wohl, was dieses Schweigen bedeute. Beide begriffen die Befangenheit, die Traurigkeit, die plötzliche Freude Floritas, sowie die künstliche Ruhe des Marquis — von der Calderon scherzend sagte, sie käme ihm vor, wie ein Vulkan unter einer Schneedecke. Frau Müller hatte wohl gewünscht, daß ihre Tochter sich ihr mitteile, aber das Mädchen war stolz, verschlossen und bewahrte hartnäckig ihr Geheimnis. Der arme Calderon litt fürchterlich — er trug den Tod im Herzen, denn er liebte Florita. Er liebte sie, er betete sie an, ohne Hoffnung, daß sie etwas mehr als eine schwache Neigung für ihn fühle, ohne einen andern Wunsch, als sie jeden Tag sehen zu dürfen. Seine Liebe hatte sich mit so wenigem begnügen gelernt! Andererseits fand er in dem Umgange mit Florita tausenderlei Freuden, tausenderlei Genüsse, welche ein jüngeres und leidenschaftlicheres Herz nicht verstanden hätte. Ein zärtliches Wort, ein Blick machten ihn auf den ganzen Tag glücklich, und oft sah man ihn eine Blume heiß an sein Herz drücken, welche Florita ihm lachend zugeworfen hatte. Aber der arme Calderon wurde unglücklich und eifersüchtig, sobald er argwöhnte, daß ein anderer Liebe in dem Herzen geweckt habe, das er vergeblich zu gewinnen strebte.

7.

Seit zwei Monaten spielte man auf dem Theater de la Cruz nichts als „die Eroberung des goldenen Vließes." Heute wieder trat Florita als Medea auf. Sie war bewundernswert wie immer, der Saal erbebte unter dem Beifallsdonner, und von allen Seiten hörte man den Ruf: „Viva la Florita!" Nachdem der Vorhang gefallen war, trat Calderon auf die Bühne, um der Sängerin den Arm zu bieten und sie in ihre Loge zu geleiten. Er fand sie unmutig, stumm, starr vor sich hinblickend und wie in irgend einen

düsteren Gedanken versunken. Beim Eintritt in ihre Loge setzte sie sich, stieß die Kränze und Sträuße, die ihr zu Füßen flogen, von sich und brach in Thränen aus.

„Meine Tochter,“ rief ihre Mutter erschrocken, „was fehlt Dir? Was ist Dir begegnet? Wer hat Dich gekränkt?“

„Niemand,“ erwiderte Florita kurz und sich die Augen trocknend, „niemand — aber ich bin müde ... ja, ich bin es müde, so zu singen ... dieses Handwerk noch länger zu treiben ...“

„Wie?“ fragte Calderon staunend, „Ihr sprecht so, Ihr, die Ihr Eure Kunst so leidenschaftlich liebet?“

„Ich bin ihrer satt!“ warf sie traurig ein.

„Satt des Ruhmes, der schönsten Erfolge, die je ein Weib errungen?“

„Ruhm? Erfolge?“ fragte sie bitter vor sich hin, „o, ich habe es heute erfahren, was sie wert sind! ... Ja, bis heute ... o, ich Verblendete ... besaß ich den Stolz, zu glauben, daß ich etwas sei ... Ach, mein Gott, was bin ich? Ein unglückliches Mädchen, welches vor dem Publikum erscheinen muß, wann dieses will, welches lachen, welches weinen muß, wie dieses will; vor einem Publikum, welches mich, wie ihm die Laune kömmt, heute bekränzen, morgen auszischen kann! Das sind die herrlichen, wünschenswerten Triumphe!“

„Aber, was hat sich denn heute abend zugetragen?“ fragte Calderon bestürzt.

„Nichts,“ sagte sie etwas ruhiger, jedoch immer noch traurig; „aber ich habe es schon gesagt, ich bin müde, entsetzlich müde. Komm, Mutter, gehen wir heim. — Ach, Mutter,“ fügte sie schnell hinzu, als sie bemerkte, daß diese weinte, und warf sich ihr an den Hals, „ach, Mutter, flehe zu Gott, daß er mir die Kraft verleihe, die ich bedarf, und daß er mich von diesem qualvollen Zustande befreie ...!“

Zwei Stunden später erhob sich Florita geräuschlos von ihrem Lager und schlüpfte verstohlen durch das Gemach, wo sie mit ihrer Mutter schlief. Sie hatte ihren Nachtmantel über die Schultern gelegt, warf einen schnellen Blick auf ihre Mutter, ob diese schlafe und eilte dann, bleich, mit aufgelöstem Haare zur Thür des Schlafgemaches — die sie hinter sich offen ließ — hinaus. Tiefe Stille herrschte im Hause, die Domestiken hatten sich lange schon zurückgezogen, und man hörte nichts als den Wind, der auf der großen Steintreppe heulte und an die Fensterscheiben anschlug. Das Mädchen betrat einen niedrigen Saal, der auf die Gasse hinaus ging und öffnete zitternd ein schmales Fenster, welches durch ein Gitter geschützt war.

Hinter diesem Gitter stand der Marquis de Ribiers. Schon seit acht Tagen sprach Florita jede Nacht den Marquis durch dieses Gitter. Sie lehnte ihre Stirne an die Gitterstangen und blickte fröstelnd hinaus.

„Teure Freundin, hier bin ich!“ sagte der Marquis. „Kaum konnte ich den Augenblick erwarten, Euch zu sehen. Ach, wie sehr liebe ich Euch, meine Florita, wie langsam schleicht immer die Stunde unserer Zusammenkunft heran!“

„Es ist die einzige Stunde, die in meinem traurigen Leben etwas zählt,“ flüsterte Florita.

„Wisset Ihr auch, daß Ihr heute abend bewundernswert waret? Ich glaube, ich hörte Euch nie noch so singen! Wie drücktet Ihr alle Gefühle so wahr, so lebendig aus, Liebe, Eifersucht, Haß ...“

„Wer war die Dame, in deren Gesellschaft Ihr Euch heute befandet?“ fiel Florita schnell ein.

„Eine sehr große Dame, die Gräfin von Ayamonte,“ erwiderte der Marquis. „Sie wohnt gewöhnlich auf ihren Gütern, und da sie gerade nach Madrid kam, so wollte sie auch die große Sängerin Florita hören — das Wunder, von welchem ganz Madrid spricht. Sie hat Euch sehr bewundert, sehr applaudiert, und beim Herausgehen sagte sie mir, daß Ihr ihr den köstlichsten Abend bereitet hättet, dessen sie sich zu ersinnen weiß.“

„Wirklich? Ich habe sie also amüsiert?“ sagte Florita mit scharfer Betonung. „Aber wie kommt es, daß ihr allein waret? Wo war der Graf von Ayamonte?“

„Der Graf Ayamonte?“ fiel Ribiers lächelnd ein, „der geht noch nicht ins Theater. Er ist ein Kind von fünf Jahren, schön wie der Morgen, der einzige Sohn der großen Dame; sie ist nämlich Witwe.“

„Ach, ich verstehe jetzt!“

Und Florita zog ihre Hand zurück, welche der Marquis zwischen den Gitterstäben gehalten hatte.

„Ja, Ihr seid göttlich gewesen, Florita! Ich kann Euch wirklich nicht erzählen, welche Lobsprüche man Euch erteilt! Man hat alle Bewunderungsphrasen zu Euren Gunsten erschöpft, und ich, ich genoß im stillen alle diese Triumphe mit Euch und wiederholte mir leise die Worte: Dies berühmte Weib, diese große Schauspielerin, deren Name in aller Munde tönt, ist Florita, meine Liebe! Wisset Ihr wohl, daß man darüber verrückt werden kann vor Stolz und Freude?“

Bei diesen Worten verhüllte Florita ihr Antlitz mit beiden Händen und fing bitterlich zu weinen an. Es schauderte ihr vor diesem Künstlerruhme; sie erkannte die unübersteigliche Kluft, welche ihre „Kunst“ zwischen sie und die große Dame setzte, die sie in Gesellschaft des Marquis gesehen hatte; sie sagte und wiederholte es sich verzweifelnd, daß Talent noch keinen Titel, keinen Rang erteile und daß sie der Gräfin Ayamonte sich nie werde gleichstellen können, dieser Dame von hohem Stande, welcher der Marquis öffentlich den Arm bieten zu dürfen, sich zur Ehre anrechne und deren Namen jedermann stets nur mit einer Menge ehrfurchtsvoller Titel aussprach, während sie, die große Künstlerin, nur immer la Florita hieß.

„Was habe ich Euch gethan, meine Seele? Woher dieser Schmerz, diese Thränen? Wir waren so glücklich gestern, vorgestern, alle die frühern Tage; was hat sich heute geändert?“

Florita gehörte zu jenen stolzen Geistern, welche sich selten offenbaren; sie wäre lieber gestorben, als daß sie dem Marquis die Ursache ihres herben Schmerzes gestanden hätte.

„Nichts hat sich geändert!“ sagte sie, schnell gefaßt, „aber heute, sowie gestern, bereue ich es, daß ich hier bin, mit Euch allein, und daß ich meine gute Mutter hintergehe ...“

„Ihr liebt mich nicht mehr, Florita?“

„Ich!“ rief sie heftig und hob die Augen zum Himmel empor, als wollte sie Gott zum Zeugen dessen anrufen, was in ihrem Herzen vorging, „ich Euch nicht mehr lieben? ... Wäre ich denn hier? ... Aber Ihr, Henri? ... Ach, an Euch, an Eurer Liebe muß ich zweifeln!“

„Kindisches Mädchen!“ rief er lachend, „Du willst, daß ich Dir wiederhole, was ich Dir bereits tausendmal gesagt. Ich liebe Dich, Du weißt es ja, ich liebe Dich, meine herrliche Medea, meine zarte Eurydice, meine edle Donna Elvira ...“

„Ach ja, Du liebst die arme Florita!“ sagte sie in unnennbar leidenschaftlicher Schwermut.

Die Nacht verstrich, wie alle früheren, bei einer zärtlichen Unterredung durch das Eisengitter, und beim ersten Morgenstrahle schlüpfte Florita in das Gemach zurück, wo ihre Mutter schlief, nachdem sie dem Marquis zuvor versprochen hatte, daß er sie morgen um dieselbe Zeit, an demselben Orte treffen sollte.

Aber um das Glück ihrer ersten, ihrer einzigen Liebe war es geschehen; Eifersucht und ein gewisser herber Stolz machten ihr ihre Stellung, ihre Kunst, ihren Ruhm unerträglich. Sie sah nicht, daß dieser Ruhm es hauptsächlich sei, was der Marquis an ihr liebte; daß er sie nur durch diesen Nimbus sehe. In ihrer mädchenhaften Unwissenheit, in ihrer Sittenreinheit und der Aufrichtigkeit ihrer Liebe konnte sie nicht bis in die Tiefe dieses Herzens blicken. Calderon bemerkte mit tiefem Kummer, daß Florita ihre Kunst zu verabscheuen anfange und daß sie gleichgültig gegen den Beifall werde, der sie sonst so stolz und so glücklich gemacht. Er erriet, was in dem Herzen Floritas vorging, aber er wußte nicht, wie sie wieder aufzurichten, er kannte die Mittel nicht, ihr krankes, wundes Herz zu heilen. Frau Müller endlich, minder hellsehend, beschränkte sich darauf, ihre Tochter während der Besuche des Marquis mit der sorgfältigsten Aufmerksamkeit zu bewachen.

(Schluß folgt.)

In die Falle gegangen.

Humoreske von W. Stelljes. (Nachdruck verboten.)

Unter den vielen vornehmen Gästen des Hotels du Nord in O. befanden sich außer dem reichen jungen Lord Arton mit seinem Vetter und Reisebegleiter Fraser, noch zwei Herren von sehr aristokratischem Benehmen. Diese beiden Herren schienen fast unzertrennlich zu sein. Im Hotel bewohnten sie aneinanderstoßende Gemächer, sie frühstückten, dinierten gemeinsam, besuchten zusammen den Spielsaal und schienen hier aus gemeinschaftlicher Kasse zu verlieren oder zu gewinnen. Man hätte sie für Brüder halten können, wenn nicht die Fremdenliste den einen als Baron C. aus Paris und den andern als Graf M. aus Wien genannt hätte. Zwar flüsterte man sich zu, die beiden Unzertrennlichen wären professionelle Spieler und es gäbe verschiedene Städte in Europa, wo sie sich nicht blicken lassen dürften; aber das mußte Klatsch sein, denn bescheidener und vornehmer als die beiden, stets mit ausgesuchter Eleganz gekleideten Herren, konnte niemand auftreten. Auch der junge Lord und sein Begleiter besuchten täglich den Spielsaal, verließen ihn aber regelmäßig sogleich wieder, wenn der Lord ein paar Goldstücke verloren oder gewonnen hatte.

Allen Gästen des Hotels fiel es nach einigen Tagen auf, daß die Unzertrennlichen sich den Engländern um jeden Preis zu nähern suchten. Lange schien es ihnen nicht zu gelingen, aber eines Morgens sah man die vier Herren im Speisesaal des Hotels zusammenstehen und munter miteinander plaudern. Als sie auseinander

gingen, hörte man, daß der Lord eine Einladung des Grafen zum Souper auf dessen Zimmer annahm. „Wir werden ganz unter uns sein, Mylord; zu viert, bei einem einfachen Imbiß und einem guten Trunk," bemerkte der Graf.



Erzherzogin Elisabeth v. Oesterreich. (Mit Text.)

„Ganz mein Fall, Herr Graf. Es wird mir ein außerordentliches Vergnügen sein," erwiderte Se. Lordschaft und den Arm seines Vetters ergreifend, näselte er im Hinausgehen: „Ganz charmante Herren, Fraser. Beim Himmel! ich wollte, ich hätte sie schon eher kennen gelernt."

Niemand ahnte, daß Fraser schon eine Unterredung mit den beiden Herren gehabt und ihnen zu verstehen gegeben hatte, daß er wisse, worauf sie es abgesehen hätten. Wenn sie sich erkenntlich zeigen würden, so sei er nicht abgeneigt, ihnen den Vogel zum Rupfen zuzuführen. Der Lord sei reich, und sie würden ihre zehntausend Pfund in einer Woche einheimsen können. Mit gut gespielter Entrüstung hatten die Herren diese Absicht zuerst weit von sich gewiesen; endlich aber hatte man sich friedlich dahin geeinigt, daß Fraser für die Zuführung des Lords eine einmalige Zahlung von fünfzig Pfund und nachher ein Fünftel vom Gewinn erhalten sollte.



Prinz Otto v. Windischgrätz.

„Nur verfahren Sie am ersten Tage glimpflich mit ihm, meine Herren," warnte Fraser noch, „er ist ein komischer Kauz und könnte Angst bekommen. Außerdem muß ich Sie noch darauf aufmerksam machen, daß er immer davon spricht, nur um Nüsse spielen zu wollen; er hält das aber für einen guten Witz, und Sie werden ihm schmeicheln, wenn Sie über diesen harmlosen kleinen Scherz lachen."

Graf und Baron verstanden, versprachen alles, und Fraser verließ mit zwanzig Pfund als Anzahlung in der Tasche, schmunzelnd die beiden eleganten Herren.

Gegen zehn Uhr abends begab sich Mylord in Begleitung seines Vetters nach den Gemächern des Grafen, wo alle Vorbereitungen zu einem opulenten Souper getroffen waren, Champagner stand im Eiskühler und Liquere und feinste Cigarren und Cigaretten fehlten nicht. Man speiste und unterhielt sich auf das beste. — Mylord riß seine schwachen Witze und Graf und Baron belachten dieselben aus vollem Halse. — Schließlich schlug Fraser ein Spielchen vor.

„Vortrefflicher Gedanke!" stimmte Se. Lordschaft laut bei, „vortrefflich, aber meine Herren, ich muß Ihnen vorher erklären," hierblinzte Fraser den Herren zu, „daß ich nur um Nüsse zu spielen pflege. Ich habe meinem alten Herrn versprechen müssen, nie um Geld zu spielen, deshalb spiele ich nur um Nüsse."

Graf und Baron wollten über diesen Scherz ersticken vor Lachen.

„Wir verstehen vollkommen," lachte der Graf, „Mylord spielt nur um Nüsse. Wir sind einverstanden. Also um Nüsse. Hahaha!"

„Ganz recht. Ich spiele nur um Nüsse, nicht wahr, Fraser?" erwiderte Se. Lordschaft zu seinem Vetter gewendet, und dieser bestätigte ernsthaft: „Jawohl, Lord Arton und ich, wir spielen nur um Nüsse. Das ist abgemacht."

In heiterster Laune setzte man sich zum Spiele nieder. Die Summen, die gewonnen und verloren wurden, markierte man mit Spielmarken. Wie gewöhnlich, wenn professionelle Spieler mit Unerfahrenen spielen, gewann der Lord zunächst, und Graf und Baron waren ganz bestürzt über ein solch phänomenales Glück. Bald aber änderte sich die Sache und Se. Lordschaft verlor und verlor immer wieder. Doch mit unverwüstlichem Humor verdoppelte er stets seine Einsätze. Einmal wollte der Vetter Einspruch erheben, aber der Lord rief ihm nur ein herrisches „Ruhig!" zu und spielte unbekümmert weiter.

Um Mitternacht hatte er zwölfhundert Pfund verloren und eine Stunde später, als dieser Betrag sich verdoppelt hatte, warf er die Karten hin und brummte mürrisch, das Glück sei gegen ihn, er wolle aufhören, um an einem andern Abend Revanche zu nehmen.

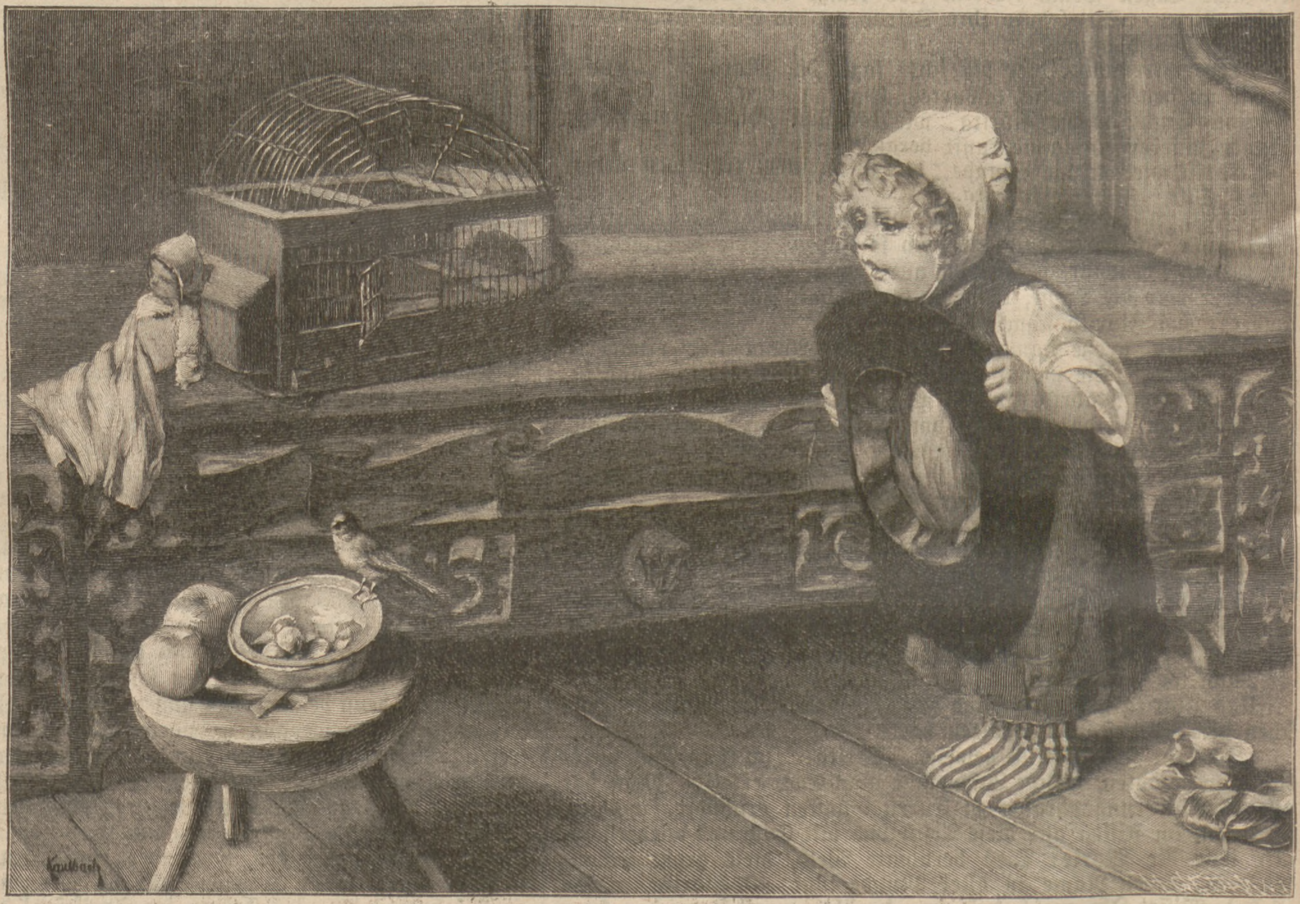
Graf und Baron beklagten sein unerklärliches Pech und erschöpften sich in Beileidsbezeugungen; aber Mylord trank ein Glas Champagner und hatte gleich darauf seine gute Laune wieder gefunden.

„Es hat nichts zu bedeuten, meine Herren," antwortete er lachend, „ich will Ihnen die Kleinigkeit nur gleich bezahlen."

Das habe aber nun doch wirklich keine Eile, versicherten beide Spieler eifrigst, ein Check am nächsten Morgen genüge vollständig. Aber Se. Lordschaft bestand auf seinem Willen. Er wäre gewöhnt, gleich zu bezahlen, denn solche Kleinigkeiten könnten vergessen werden. Er ging zur Thür und befahl seinem Diener Tom, der im Vorzimmer wartete, ihm seine Schatulle aus seinem Zimmer zu holen. Während der Lord dem Diener diesen Auftrag gab, drückte der Graf Fraser eine Tausendfranksnote in die Hand und flüsterte ihm zu, am andern Morgen Abrechnung halten zu wollen. Dann unterhielten beide Herren ihre Gäste mit ihren besten Anekdoten und Witzen, bis Tom, der Diener des Lords, mit einer ziemlich umfangreichen Schatulle eintrat. „Also wie viele Nüsse bin ich Ihnen schuldig, meine Herren?" fragte Lord Arton lächelnd.

Und der Graf auf den Scherz eingehend erwiderte lachend: „Genau vierundzwanzighundert Nüsse, Mylord."

„Du hörst es, Tom. Zähle den Herren vierundzwanzighundert Nüsse aus," näselte Se. Lordschaft und sich in den Sessel zurücklehnend, zündete er sich eine Cigarette an. Tom schloß die Kiste auf und eine Handvoll herausholend, zählte er den bald ihn, bald



„Ich fange dich doch!" Nach dem Gemälde von H. Kaulbach. (Mit Text.)

den Lord und seinen Vetter verblüfft anstarrenden Herren wirkliche Wallnüsse auf den Tisch, sie jedesmal in Häufchen zu fünfzig Stück hinlegend. So blödsinnig waren die Gesichter der beiden Spieler, daß Fraser, der sich nur mit vieler Mühe beherrschen konnte, endlich in lautes Gelächter ausbrach, in das der Lord kräftig mit einstimmte.

Ueber die Gesichter der Herren lief bei diesem spontanen Heiterkeitsausbruch ein Ausdruck der Erleichterung und auch sie versuchten, mit in das Lachen einzustimmen.

„Ein ganz famoser Scherz!“ schrie der Graf.

„Keine Spur davon,“ erwiderte dieser ernsthaft.

„Wir spielten um Nüsse,“ fuhr Lord Axton fort, „ich verlor und jetzt bezahle ich meine Schuld. Sie glaubten doch nicht etwa, daß wir um Kokosnüsse gespielt haben, meine Herren?“

Graf und Baron blickten sich verwirrt an, plötzlich wurden ihre Gesichter blaß. „Mylord,“ sagte der Graf, sein bisher so liebenswürdiges höfliches Wesen war ganz verschwunden, „ich möchte Sie bitten, uns Ihren Check für vierundzwanzighundert Pfund sofort auszuhändigen. Dieser fade Scherz hat nun lange genug gedauert.“



Wintersorgen. Von A. Müller-Lingke. Photographieverlag von Josef Albert in München. (Mit Text.)

„Wirklich außerordentlich gelungen!“ pflichtete der Baron bei.

„Scherz? Wieso, meine Herren, ich verstehe Sie nicht?“ fragte jetzt Se. Lordschaft, sich etwas aufrichtend, mit ruhiger Stimme.

„Wirklich, der Scherz ist gut gelungen, Mylord. Aber bitte, sparen Sie Ihrem Diener jetzt die weitere Mühe. Wirklich außerordentlich gelungen,“ lachte der Graf gezwungen.

„Ich weiß in der That nicht, was Sie wollen, Messieurs,“ erwiderte, sich erstaunt stellend, der Lord, „denn ich sehe nicht recht, worin der Scherz besteht; Du, Fraser?“

„Sie reden immer von einem Scherz, meine Herren,“ erwiderte Se. Lordschaft sehr ruhig, „es war kein Scherz, als ich Ihnen, ehe wir zu spielen begannen, erklärte, daß ich nur um Nüsse zu spielen pflege. Hier liegen die Nüsse, die Sie gewonnen haben. Ein solcher Thor, der mit professionellen Spielern um Geld spielt, bin ich nicht.“

„Sie werden bezahlen,“ zischte der Baron und sprang zur Thür, um diese zu verschließen. Doch Fraser war ihm zuvorgekommen, er stellte sich mit dem Rücken dagegen und sagte: Komm, Axton, wir wollen gehen, die Herren scheinen ungemütlich zu werden.“

„Erst werden Sie bezahlen! Schurken! Feiglinge! Schwindler!" schrie der edle Graf und riß einen Revolver aus der Tasche. Aber wieder war es Fraser, der ihm zuvorkam. In der Voraussicht, wie es kommen würde, hatte er sich mit einer Waffe versehen und richtete diese nun auf den Grafen. Mit einem Schmerzensschrei ließ dieser jedoch plötzlich die Waffe fallen. Tom, der Diener des Lords, hatte ihm mit einem Weinglas auf die Finger geschlagen.

„Meine Herren," sagte nun Lord Arton sich an die beiden vor Wut fast rasenden Spieler wendend, „weder ich noch mein Freund Fraser sind die Tölpel, für die Sie uns zu halten scheinen. Wir kennen Sie sehr wohl als ein paar ganz gewöhnlicher Hochstapler und Spieler und vereinbarten diese kleine Falle, in die Sie gegangen sind, um Ihnen einen Denkzettel zu geben. Ich werde nicht verfehlen, diese kleine Geschichte morgen früh beim Frühstück zum besten zu geben. Das Geld, womit Sie meinen Vetter bestochen haben, wird morgen früh in Ihrem Namen der Armenkasse der Stadt übergeben werden. Wir wünschen Ihnen einen vergnügten Abend."

„Sie dürfen nicht hinaus!" schrie der Graf und stürzte sich auf den Lord, aber ein kräftiger Stoß des handfesten Toms schleuderte ihn weit in das Zimmer zurück, so daß die Herren jetzt ungehindert hinausgehen konnten.

Schon am nächsten Mittag wußte die ganze Stadt die Geschichte. Se. Lordschaft war mit einemmal der volkstümlichste Mann im ganzen Bade geworden, während die Unzertrennlichen noch in derselben Nacht ihre Zelte abgebrochen hatten und verschwunden waren.

Stimmung vor Weihnachten.

Von A. W. Kahle.

Im Familienleben beginnt jetzt wieder die Zeit des Versteckenspielens. Wenn der Vater einmal unvermutet nach Hause kommt, kann er darauf gefaßt sein, die Mutter erschrocken zusammenfahren und rasch etwas verbergen zu sehen; als verständiger Hausvater wird er natürlich so thun, als ob er nichts merke. Ebenso trägt die Mutter, welche sonst bei den heranwachsenden Töchtern keinerlei Heimlichkeiten duldet, einen großen Gleichmut zur Schau, wenn bei ihrem Nahen die „Fräuleins" eilig irgend etwas mit der Schürze oder einem Tuche verdecken. Andererseits kann der Herr Papa ganz zornig werden, wenn eins der Familienglieder sich bei seinen Schränken zu thun machen will. Er, der früher gutmütig dies oder jenes Fach den „Weibsleuten", die ja nie Truhen und Schubladen genug haben, eingeräumt hatte, erklärte eines Tages, er wolle endlich Herr in seinem Zimmer sein und zog von allen Schrankthüren und Fächern die Schlüssel ab. Gattin und Töchter blicken einander verständnisinnig zu: sie wissen, ebenso wie sie besorgt er heimlich seine Weihnachtsangelegenheiten. Hat er nicht neulich, wie sie verstohlen beobachteten, höchst eigenhändig ein mächtiges Paket nach Hause geschleppt, er, der sonst mit aller Entschiedenheit alle häuslichen Besorgungen ablehnt, weil es sich für einen Herrn nicht schicke, mit Paketen belastet über die Straße zu gehen! Er hätte die Zusendung durch das Geschäftshaus, in welchem er den Einkauf machte, veranlassen können, aber dann wäre ja das Geheimnis schon halb verraten gewesen! Und so schleppte er, seinen strengen Grundsätzen über die „Schicklichkeit" zum Trotze, selber die schwere Last heim, um noch stundenlang nachher von der ungewohnten Anstrengung den Arm erlahmt und an den Fingern die Einschnitte der dünnen Schnüre zu fühlen. Die Weihnachtsarbeiten! Wie viel ist nicht von „klugen Leuten" schon über sie gespöttelt worden: die gestickten Hauskäppchen und die Hausschuhe, die Decken, Kissen, Taschen, Täschchen und Behälter aller Art, zum praktischen Gebrauche, wie zur Ausschmückung! Nun, so eintönig wie früher sind nach der Neubelebung der Handstickerei die Weihnachtsarbeiten nicht mehr; aber dennoch kann es nicht fehlen, daß in einer töchterreichen Familie ein gewisser Vorrat von einigermaßen gleichförmigen Gegenständen sich ansammelt. Wird man aber deshalb diese gering schätzen, nicht vielmehr stets des liebevollen Geistes, in dem sie geschaffen wurden, wie auch der Freude der Bescherung eingedenk sein? Wie viele sorgenschwere und erwartungsfrohe Schläge kostet nicht so ein gesticktes Kissen oder gehäkeltes Deckchen dem jungen Herzen! Wird der ungeübten Hand die Arbeit gelingen, und wird sie zur rechten Zeit fertig werden? Ach wenn die Versehen nicht wären! Manchmal muß eine ganze Reihe von Stichen oder Maschen wieder aufgelöst werden; die Arbeit mehrerer Tage ist verloren, und die von der Schule freigelassene Zeit ist karg bemessen! Da heißt es früh aufstehen, und während die anderen sich noch des Schlafes erfreuen, sitzt die ehrgeizige Kleine bei den Dienstboten in der Küche und sucht mit fliegendem Eifer den Fehler wieder gut zu machen. Die neue Art der Beschäftigungsspiele für die Jugend hat dafür gesorgt, daß auch die Knaben ihre Weihnachtsarbeit liefern können. Das ist freilich für die übrige Familie nicht sehr angenehm. Durch die ganze Wohnung hört man die Laubsäge des A-B-C-Schützen schnarren; er stört die Eltern im Nachmittagsschläfchen, die älteren Geschwister bei der Schularbeit; aber wer hätte das Herz, dem Jungen die Freude zu verderben? Ueberhaupt thut man wohl, in dieser Zeit Milde walten zu lassen gegen Groß und Klein. Und wenn man die letzteren traumverloren dasitzen sieht, so denkt man: es ist das Weihnachten mit seinen unbeschreiblichen Wonneschauern und geheimnisvollen Vorahnungen, welches die Kindesseele bewegt. Im Geiste sehen sie schon den Christbaum aufflimmern, darunter den üblichen Aufbau der Geschenke. Das plötzlich über das träumerisch nachdenkliche Antlitz hinfliegende Lächeln kommt von dem Gedanken: wie werden sie sich freuen, die Lieben, über deine Geschenke! Daneben regt sich auch freilich der andere Gedanke: was werden dir für Herzlichkeiten aufgebaut sein? — Eine wunderbare Zeit ist es, die Zeit des Weihnachtsnahens, fast schöner als die Zeit der Erfüllung selbst!

Das Ablassen des Obstweines.

Infolge der Gärung scheidet sich die Hefe aus dem Obstweine aus und bildet einen mehr oder weniger starken Niederschlag auf dem Boden des Fasses. Durch das Ablassen (Abzapfen) des Obstweines wird derselbe von der Hefe getrennt. Hinsichtlich der Frage, ob Obstwein von der Hefe abgelassen werden soll oder nicht, waren in früheren Zeiten die Ansichten der Obstweinproduzenten geteilt. Heute sind die hervorragendsten Obstweinproduzenten der Ansicht, daß man nur dann einen vorzüglichen Obstwein erhält, wenn man schon zum Ablassen desselben schreitet, sobald die stürmische Gährung vorüber ist, selbst ehe noch eine vollständige Abtrennung der Hefe stattgefunden hat.

Läßt man den Obstwein auf der Hefe liegen, so ist die Möglichkeit vorhanden, daß die Hefe sich allmählich zersetzt und daß der Wein dadurch krank und unbrauchbar wird. Das Trübwerden oder das Wiedertrübwerden und das Fade- oder Schlechtwerden des Mostes rührt nach Dr. Neßler in den meisten Fällen daher, daß die an dem Boden des Fasses abgelagerte Hefe sich zersetzt.

Der richtige Zeitpunkt für das Ablassen des Obstweines ist dann gekommen, wenn der Most beginnt, klar zu werden und wenn man im Fasse kein von der Gärung herrührendes Geräusch mehr hört. Man kann sich auch auf folgende Weise davon überzeugen, ob es Zeit ist, den jungen Obstwein abzulassen: Eine weiße Flasche wird mit demselben gefüllt und diese in ein warmes Zimmer gestellt. Wenn der Wein von oben her klar wird, so ist es Zeit, ihn abzulassen; wenn er hingegen durch die Luft braun wird oder im Zimmer wieder lebhafter gärt, so muß man noch mit dem Ablassen warten.

Die Kohlensäure, welche dem Obstweine seinen erfrischenden und angenehmen Geschmack verleiht, ist für denselben von ganz besonderer Bedeutung. Durch das Abzapfen und das Umschütten in ein anderes Faß kommt der Obstwein vielfach mit der atmosphärischen Luft in Berührung, wodurch ein großer Teil der Kohlensäure entweicht, so daß das Getränk nach dem Ablassen manchmal einen faden und schalen Geschmack erhält. Gerade wegen dieses unvermeidlichen Verlustes an Kohlensäure ist ein recht frühzeitiges Ablassen des Obstweines zu empfehlen. Es tritt alsdann nach dem Ablassen noch eine mehr oder minder starke Nachgärung ein, durch welche wieder eine genügende Menge Kohlensäure in den Obstwein gelangt. Damit diese Nachgärung nicht verzögert oder gar ganz gehemmt wird, dürfen die Fässer, in welche der Obstwein abgelassen wird, nicht mit Schwefel eingebrannt werden. Sollte trotzdem nach dem Ablassen keine Nachgärung mehr eintreten, oder sollte der Obstwein überhaupt etwas zu schwach sein, so ist es empfehlenswert, auf 1 Hektoliter Most 1 bis 2 Kilogramm Zucker zuzusetzen. Selbstverständlich dürfen während der Nachgärung die Fässer nicht fest zugespundet werden. Es sei noch erwähnt, daß der Obstwein nur einmal abgelassen werden darf.

(Der prakt. Landwirt.)

Große Feuersbrünste.

Von D. Colonius. (Nachdruck verboten.)

Unter den großen Bränden, die uns durch die Geschichte bekannt blieben, ist der Brand der Serapeum-Bücherei zu Alexandria im Jahre 640 unter dem Khalifen Omar I. der am meisten betrauerte, gingen doch nicht weniger als 500,000 Bände zu Grunde, die für die Wissenschaft unersetzbar waren. Die Bedeutung dieses Brandes wird ohne Zweifel durch den Ausspruch des eroberungslustigen Sarazenen am besten illustriert; er beantwortete eine Frage, daß die durch das Feuer zerstörten 500,000 Bände unersetzbar seien, kurz wie folgt: „Waren diese Bücher gegen den Koran, so sind sie verderblich und mußten zerstört werden; stimmten sie jedoch mit dem Koran überein, so sind sie vollständig überflüssig und brauchen auch nicht gesammelt und aufbewahrt zu werden."

Weniger bekannt ist es, daß siebenhundert Jahre vor dem Brande der Serapeum-Bücherei unter Omar I. bereits in Alexandria eine Büchersammlung von 700,000 Bänden durch eine große Feuersbrunst zerstört worden ist, und zwar unter Julius Cäsar im Jahre 48 vor Christi.

In den Zeiten der Erstürmung und Plünderung Jerusalems brachen wiederholt große Brände in der Stadt aus; der bedeutendste fand bei Gelegenheit des Sieges der Römer unter Titus im Jahre 70 statt, als eine Partei, Sicarii, die Stadt an verschiedenen Ecken und Enden in Brand setzte. 1,100,000 Menschen sollen dabei durch Feuer und Schwert umgekommen sein.

Konstantinopel hat, wie alle anderen orientalischen Städte, mehrere Male schwer unter großen Feuern gelitten und ein großer Teil der dadurch hervorgerufenen Verluste an Menschenleben und Eigentum ist ohne Zweifel dem Fatalismus der Mohammedaner zuzuschreiben, die sich unter dem Kismet beugen. Ein Sultan äußerte einmal: „Wenn es Allahs Willen ist, daß meine Lieblingsstadt brennen soll, so ist es eben der Wille Allahs."

Eine große Feuersbrunst zu Rom im Jahre 12 vor Chr. veranlaßte den Kaiser Augustus, die Abwehrmittel gegen die Ausbreitung eines Feuers zu vermehren; diese lagen bis dahin in den Händen der Stadtpolizei und bestanden aus zwanzig bis dreißig Feuerwehrmännern, die in den verschiedenen Stadtteilen verteilt waren. Bei Feuerausbrüchen trat dann zu der geringen Feuerwehr eine Verstärkung durch Freiwillige, was aber nicht genügte. Der Kaiser Augustus ernannte neue Feuerwehroffiziere, die im Range den Magistratspersonen gleichstanden und berechtigt waren, eine dementsprechende Kleidung zu tragen. Jeder Offizier hatte zwei ihm unterstellte Liktoren und befehligte im ganzen 600 Sklaven. Sehr wahrscheinlich befriedigte auch diese Organisation noch nicht, denn sechs Jahre später gab ein anderes, verheerendes Feuer dem Kaiser Augustus den Anstoß zu weitergehenden Reformen; er vermehrte die Feuerwehr derart, daß sie der Größe der Stadt entsprach. 7000 Feuerwehrmänner waren in sieben Bataillone eingeteilt und jedes setzte sich wieder aus vier Abteilungen zusammen, die abwechselnd die Wachen der Stadt bezogen. Den Feuerwehrleuten lag nicht nur eine stete Bereitschaft ob, sondern sie mußten auch genaueste Prüfungen der Küchenherde und Heizvorrichtungen, der vorhandenen Wasserleitungen und die Menge des verfügbaren Wassers vornehmen, jeder vorkommende Brand wurde außerdem auf seine Entstehung hin von einem Richter-, bezw. einem Sachverständigen-Kollegium eingehend untersucht. Die Kosten dieser großen Organisation deckten Verkäufe von Sklaven; es floßen nämlich von dem Erlös eines verkauften Sklaven 25 Prozent in die Feuerkasse.

Die Geschichte überliefert uns weiter zwei bemerkenswerte Nachrichten, daß durch Feuersbrünste der Pest Einhalt gethan worden ist, und zwar 1) in Moskau im Juli 1570, das die siegreichen Tataren in Brand steckten, und 2) die Feuersbrunst in London am 2. September 1666, die ebenfalls die Pest beseitigte, die seit dieser Zeit daselbst nicht wieder in erheblichem Maße aufgetreten ist. Diese Feuersbrunst in London gilt im allgemeinen als das größte Feuer der neuen Geschichte, weil in der Folge fruchtbringende Reformen sich daran hinsichtlich der Bauordnung anschlossen, die in ihren Prinzipien noch heute in den Städten befolgt werden. Dieser verheerende Brand entstand durch die Ueberhitzung eines Backofens und verbreitete sich innerhalb vier Tagen über eine Fläche von 426 Acres, äscherte 13,200 Häuser, 89 Kirchen und auch die St. Pauls-Kathedrale ein. Der Verlust ist damals auf nicht weniger als 225,000,000 Mark geschätzt worden; man konnte dem gefräßigen Elemente nicht anders Einhalt thun, als durch Niederreißung, bezw. Sprengung ganzer Straßenzüge. Die damaligen Feuerspritzen erwiesen sich als ohnmächtig; sie standen auf großen Kübeln, ähnlich unseren Wasserfässern mit Schlittenkufen und warfen unmittelbar den Wasserstrahl ins Feuer, da der Spritzenschlauch noch nicht erfunden worden war. Erst zehn Jahre später erfand ihn van der Heydn.

Die Städte Amerikas haben infolge ausgiebiger Verwendung von Holz und unzulänglichen Baukonstruktionen von Bränden häufig sehr gelitten. Das erste, verwüstende Feuer ist unzweifelhaft das von Boston am 20. März 1760, das mehr als vierhundert Wohn- und Speichergebäude einäscherte und einen Verlust von 80 Millionen Mark verursachte. In der Massachusettsbay-Kolonie waren bereits am 18. März 1630 Vorschriften hinsichtlich der Konstruktion von Schornsteinen und Strohdächern erlassen worden, die später noch eingehendere Zusätze erhielten. Die Behörde der Stadt Boston erließ am 14. März 1645 eine Verordnung, nach der jeder Grundstücksbesitzer gehalten war, eine Leiter anzuschaffen, die so lang sein mußte, daß man damit den First des Hauses erreichen konnte; ebenso mußte er den Besitz eines zwölf Fuß langen Feuerhakens nachweisen, der an dem einen Ende mit einem spitzen und geschweiften starken Haken versehen sein mußte. Wer gegen die Verordnung säumte, wurde in Strafe genommen, die im Wiederholungsfalle recht empfindlich war.

Philadelphia ist im Verhältnis zu anderen großen Städten merkwürdigerweise von Feuersbrünsten verschont geblieben, obwohl es ebenfalls sehr leichtsinnig aufgebaut worden war. Es wurde erst am 9. Juli 1850 von einem großen Feuer heimgesucht, das dem Delaware-Fluß entlang wütete und sich über eine Fläche von 73,000 Quadratmeter verbreitete. 33 Menschenleben gingen hierbei zu Grunde, 120 wurden schwer verwundet und der pekuniäre Verlust erreichte die Höhe von 31 Millionen Mark.

New-York ist am 16. Dezember 1835 von einer sehr schweren Feuersbrunst in seinem südlichen Teile heimgesucht worden, die sich über eine Fläche von 162,670 Quadratmeter ergoß, 674 Häuser zerstörte und einen Schaden von 125 Millionen Mark verursachte, dem nur 33,500,000 Mark Versicherungsgelder gegenüberstanden — ein Betrag, der mehrere Versicherungs-Gesellschaften ruinierte.

Ein furchtbarer Brand, der vom 5.—8. Mai 1842 in Hamburg wütete, zerstörte einen großen Teil der inneren Stadt, nämlich 4219 Gebäude in 75 Straßen, darunter 3 Kirchen und eine große Zahl öffentlicher Gebäude; 100 Menschen kamen um und Tausende trugen Verwundungen davon. Der angerichtete Schaden ist kaum zu berechnen.

Eine der jüngsten großen Feuersbrünste ist die vom 4. Juli 1866 zu Portland, (Vereinigte Staaten), die eine ganz geringfügige Ursache hatte. Ein Knabe warf nämlich ein brennendes Schwefelhölzchen in eine Böttcherwerkstatt, um den daselbst eifrig arbeitenden Gesellen zu ärgern. Es entstand mehr als die nur beabsichtigte Aergernis, die Werkstatt brannte lichterloh, und das Feuer verbreitete sich mit Blitzesschnelle überall hin. Der entstandene Schaden belief sich auf $41\frac{1}{2}$ Millionen Mark.

Die Feuersbrunst zu Chicago am 9. Oktober 1871 war die größte der jetzigen Geschichte. Sie breitete sich über eine Fläche von $3\frac{1}{2}$ (engl.) Quadratmeilen aus; der Verlust bezifferte sich auf rund 780 Millionen Mark. Versicherungsgelder sind in der Höhe von 420 Millionen Mark ausbezahlt worden; 250 Menschen fanden den Tod, Hunderte trugen Verwundungen davon.

Dreizehn Monate später wurde Boston von einem großen Feuer heimgesucht, das sich über eine Fläche von 263,000 Quadratmeter ausdehnte und die besten Gebäude und Speicher in Asche legte. Der Verlust ist auf 307 Millionen Mark angegeben worden, dem $266\frac{1}{2}$ Millionen Versicherungsgelder gegenüberstanden.

Der große Brand von Moskau, vom 14. bis 21. September 1812 wütend, soll die Zusammenstellung beschließen. Derselbe war das Werk des Grafen Rostoptschin, des damaligen Gouverneurs der Stadt. Erst am 19. September rückte Napoleon aus der brennenden Stadt, doch glich sein Ausmarsch einem Trauerzuge; mehr als 40,000 Mann hatte er während des Brandes verloren. Den Russen kostete die Katastrophe 695 Millionen Mark an Brand- und Kriegsschäden. Von 9158 Häusern vor dem Brande waren nach demselben nur 2629 übrig; von 8521 Kauf- und Kramläden blieben 1368 unversehrt

---

Aus ferner Jugendzeit.

O Winterabend, wie bist Du so schön!
Wie traut ist's bei Lampenschimmer,
Wenn der Schneesturm braust,
Ums Dach rings saust,
Im warmen, heimischen Zimmer.

Vor meinem Geiste erwacht dann die Zeit
Aus fernen Kindheitstagen,
Wo zu mir herein
Trat lieb Mütterlein,
Mein Abendgebet mich hieß sagen. —

Umstrahlt von der Ampel rosigem Licht,
So stand sie an meinem Bette,
Laut betend mit mir:
„Herr, ich danke Dir,
Und vor allem Bösen uns rette!"

Laß deine Engel zu Häupten stehn,
Meinem Kinde zu Schutz allerwegen,
Es ist ja so klein,
Halt's Herze ihm rein,
Begleit' es mit deinem Segen!

Und die Zeit entschwand, die Teure längst schläft,
Umrauscht von dunklen Cypressen,
Doch Erinnerung, sie lebt,
Mich leise umschwebt,
Kann's Mütterlein nimmer vergessen!

E. Wehnert.

Unsere Bilder

Das Guido Hammer-Denkmal in der Dresdener Heide. Dem Tiermaler und Jagdschriftsteller Guido Hammer, der am 27. Januar 1898 in seiner Vaterstadt Dresden verstarb, ist auf der Dresdener Heide ein Denkmal errichtet worden, das wir auf der umstehenden Seite abbilden. Es besteht aus einem mächtigen Granitblock mit dem von Ockelmann modellierten, in Bronze gegossenen Medaillonbild des Verewigten. Die Umschrift lautet: „Dem trefflichen Schilderer des deutschen Waldes, dem Maler Guido Hammer gewidmet. Geboren 1821, gestorben 1898."

Erzherzogin Elisabeth von Oesterreich, und ihr Verlobter Otto von Windischgrätz. In Schönbrunn erfolgte die Verlobung der Erzherzogin Elisabeth von Oesterreich, Tochter des verewigten Kronprinzen und seiner Gemahlin Stephanie, heute Gräfin Lonyay, mit dem Prinzen Otto von Windischgrätz. Die Erzherzogin ist in Schloß Laxenburg am 2. September 1883 geboren, steht also im achtzehnten Lebensjahre. Bei dem Tode ihres Vaters sechs Jahre alt, verlebte sie die Kindheit in stiller Zurückgezogenheit und trat erst zu Beginn des vorigen Jahres bei den Wiener Hoffesten an die Oeffentlichkeit. Gelegentlich eines solchen Festes lernte sie ihren jetzigen Bräutigam kennen. Reich begabt, erfreut die Erzherzogin sich einer umfassenden Bildung und bethätigt gern ihre Vorliebe für die schönen Künste. Prinz Otto entstammt der jüngeren Linie des fürstlichen Hauses Windischgrätz. Er ist am 7. Oktober 1873 geboren als zweiter Sohn des Prinzen Ernst zu Windischgrätz aus dessen Ehe mit der 1888 verstorbenen Prinzessin Camilla von Oettingen-Spielberg. Er ist k. und k. Kämmerer und Oberleutnant im Ulanenregiment Erzherzog Otto.

„Ich fange dich doch!" Wer nur die Thüre vom Vogelkäfig wieder offen gelassen hat, daß der „Hansl", der Spielgenosse von Klein-Elschen, herausfliegen konnte? Jedenfalls hat das die schlimme Puppe gethan, die so unschuldig am Vogelbauer lehnt, als könnte sie kein Wässerchen trüben. „Na wart', Hansl, ich fange dich!" denkt Elschen, zieht sachte ihre Schuhe aus und holt des Vaters großen, breitkrämpigen Hut, um damit den munteren Sänger einzufangen. Aber dieser ist flinker als Klein-Elschen, und wenn sie sich noch so vorsichtig ihrem citronengelben Liebling nähert, so ist er auch schon auf und davon, ehe sie ihr Vorhaben ausführen kann. So dauert die lustige Jagd im Zimmer eine Zeit lang fort, bis der Hansl, getreu dem alten Wahrworte, daß es überall gut, zu Hause aber am besten ist, freiwillig in seinen Käfig zurückkehrt. St.

Wintersorgen. Der alte Sepp kommt halt zeitlebens nicht aus den Sorgen heraus. Was hat so ein Kleinhäusler anderes vom Leben zu erwarten als Mühe und Plackerei. Die paar Parzellen Feld und Wiese, die ihm gehören, haben ihm ja nie viel Arbeit gemacht, dafür hat sein Weib zu sorgen gehabt; aber sie haben auch nicht viel getragen, und so ist der Sepp Holzknecht gewesen, so lange die Kraft dazu reichte. Mittlerweile sind die Kinder groß geworden, und da sind auch bald die Enkel dazu gekommen, mit denen er sich jetzt in seinen alten Tagen am liebsten abgiebt. Da hat er sich denn heute auf den Weg gemacht, um im Wald das dürre Holz zusammenzuklauben, viel ist es ohnehin nicht, aber brauchen kann man's doch im Haushalt. Und der „Herr Förster" druckt bei einem alten Bekannten schon ein Auge zu, wenn man auch einmal das Beil zu Hilfe nimmt, um die Bäume von dürren Aesten zu befreien, die doch bald abfalle. Ein Schnitt Speck, ein Stück Brot und die Flasche mit dem selbstangesetzten Vogelbeerschnaps im Ranzen — damit kann's der Sepp eine Weile aushalten; und dann haben ihn nach der Schule die Enkel abgeholt. Das bischen Schneegestöber bringt den Sepp nicht um die gute Laune; aber bevor er jetzt den Schlitten mit den Reisigbüscheln, auf den sich die Evi gesetzt hat, den Abhang zum Dorfe hinaufzieht, macht er eine kleine Rast, um die Pfeife zu stopfen und anzuzünden. Er hat sich diesen Genuß heute redlich verdient. ß.



Er kennt seine Pappenheimer.

Freier: „Ich glaube annehmen zu dürfen, daß Sie über den Zweck meines Besuchs unterrichtet sind."
Vater: „Ja, Sie wollen meine Tochter glücklich machen. Ist das Ihre aufrichtige, ernste Absicht?"
Freier: „Zweifellos."
Vater: „Dann ziehen Sie Ihre Bewerbung zurück."

Allerlei.

Durchschaut. „Ich liebe Ihre Tochter, Herr Kommerzienrat — ich kann ohne sie nicht leben." — „Sie meinen: nicht standesgemäß, Herr Baron?"

Geistreich gebettelt und geistreich geschenkt. Saphir erbat sich von Rothschild ein leeres Blättchen aus dessen interessantem Stammbuche und schrieb folgende Worte darauf: „Borgen Sie mir tausend Gulden und vergessen Sie mich. M. Saphir." — Rothschild las, lächelte und bewilligte die Bitte mit folgenden Zeilen: „Ich schenke Ihnen tausend Gulden und vergesse sie — und Sie."

Schlagfertig. Chirurg (zu den Studenten im Spital): „Die Muskeln des linken Beines dieses Patienten haben sich zusammengezogen, so daß das Bein viel kürzer ist als das andere und er deshalb hinkt. Was würden Sie in diesem Fall thun, meine Herren?" — Intelligenter Student: „Ebenfalls hinken."

Strafen für Tabakrauchen. Die Spanier hatten aus Amerika die Sitte des Tabakrauchens mit nach Europa gebracht. Rasch breitete dieselbe sich in allen Ländern aus, obwohl manche Regierungen sich ängstlich bemühten, ihre Völker vor diesem Gifte zu bewahren. So setzte der Zar Michael III., der Stifter des Hauses Romanow, im Jahre 1643 in Moskau ein besonderes Gericht ein, welches nur die Aufgabe hatte, ertappte Raucher zu bestrafen. Wer zum ersten Male beim Rauchen betroffen wurde, erhielt 25 Knutenhiebe. Im Wiederholungsfalle aber trat sofort die Todesstrafe ein. In der Türkei ließ Sultan Murad IV. (1623—1638) die Raucher mit einer durch die Nase gestochenen Pfeife durch die Straßen peitschen. Wurden so Gekennzeichnete wiedernm beim Rauchen betroffen, so wurden sie enthauptet. In Persien stand ebenfalls die Todesstrafe auf das Rauchen. Viele entflohen lieber in einsame Wüsten, um nur dem geliebten Laster fröhnen zu können. Noch mehr als das Rauchen war das Tabakschnupfen verpönt. Papst Urban VIII. (1623—1644) erließ bald nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl eine geharnischte Bulle gegen das unheilvolle, Leib und Seele verderbende Schnupfen von Tabak. Hundert Jahre später wurde diese Bulle von dem Papste Benedikt XIII. (1724—1730) feierlichst widerrufen, weil derselbe selbst ein leidenschaftlicher Schnupfer war. W.

Goldene Pfennige. Ein ebenso großer Liebhaber des Kartenspiels, wie es der Feldmarschall Blücher war, war König Georg III. von Hannover. Als Blücher im Jahre 1818 des Königs Gast war, lud ihn dieser auch einmal zu einem Spielchen ein und fragte den greisen Marschall: „Um was wollen wir spielen?" — „Um die Ganzen, Majestät!" antwortete Blücher. — „Natürlich Dukaten!" meinte der Monarch. — „I wo? Pfennige!" versetzt der Gast. — Der König lächelte, und beide begannen zu spielen. Zuletzt stellte Blücher fest, daß er zehn Pfennige gewonnen hatte, worauf Georg in die Westentasche griff und ihm zehn Dukaten aufzählte. Der alte Marschall aber wies das Geld entrüstet zurück und erklärte, er habe bloß zehn Pfennige zu fordern. Nochmals bat der König, der ein warmer Verehrer des Marschalls war, seinen Gast, den Betrag doch zu behalten. Als Blücher die Annahme jedoch entschieden ablehnte, steckte Georg die Dukaten ruhig wieder ein und sagte lachend: „Ich bin doch neugierig, ob Sie Ihren Kopf durchsetzen werden!" — Es vergingen etliche Tage, und schon glaubte Blücher, der König habe die zehn Pfennige vergessen, als der König eines Abends zu ihm sagte: „Wie viel war es doch gleich, das ich Ihnen noch schulde?" — „Zehn Pfennige, Majestät!" sagte Blücher, worauf Georg wieder Goldstücke hervorzog und auf Blüchers abwehrende Handbewegung rief: „Bitte, abwarten!" Nunmehr zählte der Monarch zehn Goldstücke auf den Tisch und sagte: „Hier sind meine zehn Pfennige Spielschuld; zählen Sie gefälligst nach!" — Schon wollte der Marschall entrüstet auffahren; als er aber bemerkte, daß es in Gold geprägte Pfennigstücke waren, mit der deutschen Aufschrift „1 Pfennig", lachte er und meinte: „Majestät, jetzt stimmt's, die Farbe geniert mich nicht!" und der König freute sich, daß es ihm gelungen war, die zehn Pfennige doch in Gold zu bezahlen. K.

Gemeinnütziges.

Konfekt. 250 Gramm Zucker, 125 Gramm Butter, 3 ganze Eier, 16 Gramm Zimmt, 4 Gramm Nelken (beides pulverisiert), eine Messerspitze Muskatblüte, 500 Gramm Mehl. Die Butter wird schaumig gerührt, die anderen Sorten darunter gemengt, von der Masse runde Klößchen geformt und in einem Waffeleisen auf offenem Feuer gebacken, das Eisen sei womöglich mit Figuren von Vögeln, Blumen u. s. w. verziert. Will man nur die Figuren erhalten, so macht man die Klößchen klein, will man die ganze Waffel, nimmt man sie größer. Sehr schön sehen die Figuren aus, wenn sie glasiert und dann mit giftfreien Farben bemalt oder mit Puderzucker bestreut sind. Glasur: 150 Gramm Staubzucker, 1 Eiweiß, eine Viertelstunde gerührt und damit das Gebackene bestrichen.

Weiße Nürnberger Lebkuchen. 500 Gramm Mandeln werden gebrüht, abgezogen, feingeschnitten und geröstet. Nun rührt man 500 Gramm Zucker drei Viertelstunden lang mit dem Schnee von 8 Eiern, unter welchen 4 Dotter gemengt wurden. Alsdann giebt man 250 Gramm Stärkemehl und 125 Gramm gewöhnliches Mehl, 240 Gramm Citronat und Pommeranzenschale, 10 Gramm Zimmt, 5 Gramm Nelken, 5 Gramm Kardamom und Muskatblüte und die gerösteten Mandeln dazu, mischt alles recht tüchtig, streicht diese Masse auf länglich viereckige Oblaten und bäckt sie bei mäßiger Hitze. — Etwas billiger, aber auch sehr wohlschmeckend ist folgende Vorschrift: 500 Gramm Mehl, 500 Gramm Zucker, 10 Eier (das Weiße zu Schnee geschlagen), 250 Gramm geröstete Mandeln, 10 Gramm Nelken und Kardamom, Citronat und Pommeranzenschalen, 80 Gramm von jedem, die Schale einer Citronat. Eine Stunde rühren, auf Oblaten streichen und bei mäßiger Hitze auf dem Blech backen.

Oel. Ein Hausmittel, welches verdient, die Würdigung weiterer Kreise zu finden, ist reines Speise- oder Olivenöl. Man kann dasselbe mit sicherem Erfolg bei Verschleimungen in der Brust oder im Schlund anwenden, täglich drei Mal je zehn Tropfen (am besten auf Zucker, um den nicht jedermann angenehmen Nachgeschmack zu lindern). Wer Anlage zu Magengeschwüren hat, kann die Bildung solcher begünstigenden Hitze im Magen durch täglichen Genuß von 30 Tropfen Oel (je 10 Tropfen) verhindern. Bei Diphtheritis gebe man, besonders wenn nicht gleich ein Arzt zur Stelle ist, als erstes Mitel einen Kaffeelöffel voll Oel (ohne Zucker), welches die gänzliche Verschleimung und damit das Eintreten der Erstickungsgefahr verhindert.

Diamanträtsel.

```
        A
      A A A
    A A C D E
  E E E E E E H
H H H I L L L L L
  M N N R R R S
    S S T T T
      T W X
        X
```

Sind die Buchstaben richtig geordnet, so ergeben die senkrechte und wagerechte Mittelreihe eine Erfindung der Neuzeit. — Die übrigen wagerechten Reihen bezeichnen: 1) Einen Buchstaben. 2) Einen Teil des Baumes. 3) Ein Nagetier. 4) Eine Rätselart. 5) Einen Vornamen. 6) Eine Stadt an der Saale. 7) Ein Gewässer. 8) Einen Buchstaben.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Logogriph.

In dem Flusse lebt's mit **B**,
Arm ist der es muß mit **D**,
Mit dem **N** kommt's von den Wunden,
Freudig wird's mit **G** gebunden.
Julius Falck.

Homonym.

Wenn der Morgensonne Strahlen
Wolkenrot am Himmel malen,
Siehst du mich in Flur und Wald.

Dort, wo stolze Masten ragen,
Helf' ich schwere Lasten tragen,
Beut dem Schiffe sichern Halt.

Und, des Kopfes bar geworden
Zähl' ich zu den trauten Orten,
Wo der Lerchen Lied erschallt. —
Julius Falck.

Anagramm.

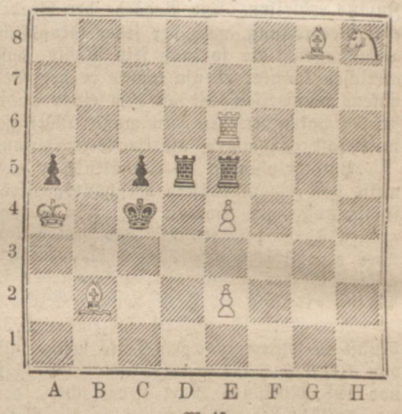
Ich werde als beliebte Speise
Zum öftern auf den Tisch gebracht,
Bin auf verschiedenart'ge Weise
Und aus verschied'nem Stoff gemacht.

Hast du den Kopf als Fuß genommen
Und sprichst mich so von rückwärts aus,
Dann hast du einen Trank bekommen,
Der wohlbeliebt in jedem Haus.
Julius Falck.

Problem Nr. 22.

Von J. Woerndl.

Schwarz.



Weiß.

Matt in 3 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Der Charade: Zeit, Geist, Zeitgeist. — Des Silbenrätsels: **Seele, Tempel, Rachel, Ottilie, Herbert, Biber, Lasso, Usedom, Mannheim, Eli.** „Strohblume-Immortelle". — Des Bilderrätsels: Neues Geschirr riecht lange danach, womit man es zuerst füllt.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.